btb

Julia Kröhn

Die Chronistin

Roman

btb

FSC
Mix
Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten Wäldern und anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *München Super* liefert Mochenwangen.

1. Auflage
Originalausgabe November 2006
Copyright © 2006 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagbild: Corbis/Christies Images
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
SR · Herstellung: Augustin Wiesbeck
Printed in Germany
ISBN-10: 3-442-73591-2
ISBN-13: 978-3-442-73591-4

www.btb-verlag.de

»Die Frau soll den Anstand und die Weisheit besitzen, nicht zu zeigen, wie viel Verstand sie hat. Ein Mann soll in vielen Wissenschaften bewandert sein. Die Erziehung einer vornehmen Dame aber schreibt vor, dass eine Edelfrau, die anständig und von guter Abstammung ist, nicht zu viel Klugheit besitzt. Die Einfältigkeit steht den Damen gut an.«

THOMASIN VON ZIRKLAERE *(13. Jahrhundert)*

»Die Frau ist ein Missgriff der Natur … körperlich und geistig minderwertiger … eine Art verstümmelter, verfehlter, misslungener Mann. Ihr wesentlicher Wert liegt in ihrer Gebärfähigkeit und in ihrem hauswirtschaftlichen Nutzen.«

THOMAS VON AQUIN *(13. Jahrhundert)*

»Sorge dafür, dass der Junge mit sechs oder sieben Jahren lesen lernt, und lass ihn entweder studieren oder das Gewerbe erlernen, das ihm die meiste Freude macht. Handelt es sich um ein Mädchen, so setze es in die Küche und nicht hinter das Lesebuch.«

PAOLO DE CERTALDO *(14. Jahrhundert)*

Prolog

Anno Domini 1245
Damenstift zu Corbeil

Wo man die Tote berührte, löste sich die äußerste Schale ihres vertrockneten Körpers. Es war nicht gewiss, ob es verweste Haut war oder steif gewordener Stoff von Kleidern, der zu grauem Staub zerbröselte und lautlos auf den Boden fiel.

Entsetzt zuckten die neugierigen, tastenden Hände zurück und ließen die Tote so unberührt hocken, wie man sie vorgefunden hatte – in einem stickigen, fast luftleeren Raum unter Altar und Sakristei, der den Leichnam ausgetrocknet und mit Spinnweben überzogen hatte, anstatt ihn der Verwesung preiszugeben.

Ohne zerstörendes Zupacken waren die Spuren des Todes fast unkenntlich. Obgleich seit vielen Jahren vom Ewigen Schlaf gefangen gehalten, glich die hockende Frau einer seelenruhigen Madonna, der das Christuskind aus den weit ausgebreiteten Armen gerutscht war. Keiner ihrer Finger war abgefallen. Ihre Hände waren lediglich braun verschrumpelt, wie Äpfel, die man in den frostigen Tiefen eines Kellergewölbes vergessen hatte.

Ein ungestümer Luftzug jedoch hätte genügt, dass der von innen her getrocknete Leichnam jene Gewissheit bekräftigt hätte, wonach der Mensch von Staub kommt und zu Staub wird und einzig der Glaube an den Leben spendenden Herrn des grausamen Waltens des Todes spottet.

Unsicher blickten sich die Schwestern an und ließen die be-

benden Hände in fuchtelnden Bewegungen die Öllampen kreisen – gewiss, dass die Tote ebenso lange kein Licht gesehen hatte wie den Atem eines lebendigen Windhauchs gerochen. Beides musste viele Jahre her sein, denn die Frau, deren Haut hier zu braunem, brüchigem Leder gegerbt war, galt seit langer Zeit als verschollen.

Gleichwohl sie nie daran hatte zweifeln lassen, den Abend eines langen Lebens in diesem Damenstift zubringen zu wollen, war sie eines Tages weder zur morgendlichen Messe gekommen noch zum stärkenden Mahl. Man wähnte sie schlafend und gönnte es ihr, sich auszuruhen. Doch als sie am Abend immer noch nicht erschienen war, setzte eine unruhige Suche ein, zuerst im Damenstift, dann in den umliegenden Wäldern. Wieder und wieder hatte man ihren Namen gerufen und sich gefragt, wie eine solch hoch betagte Frau freiwillig ihre sichere Heimstätte hatte verlassen können. Unmöglich aber war es auch, dass sie sich ohne Willen verirrt hätte – ihr Geist war rege wie der einer jungen Frau und jede ihrer Handlungen gewollt und überlegt. Selbst lange nachdem man die nutzlose Suche eingestellt hatte, war das Getuschel über ihr Verschwinden nicht verstummt, sondern hatte sich in die schaurige Mär verzweigt, wonach niemand anderer als der dunkle Engel des Teufels die alte Frau aus dem Damenstift entführt haben müsste.

Nun war jene Vermutung nichtig.

»Sie kann keine andere sein als…«, setzte eine der Schwestern zu sprechen an, rang in der Enge des Raumes nach Luft, aber fuhr nicht fort.

Sie hatten die tote Hockende aus Zufall gefunden, waren auf den abgedichteten Raum nur gestoßen, weil die Apsis über dem Altar einen Sprung aufwies und man nach Wegen suchte, diesen durch eine ausreichende Stützung von unten her zu schließen oder zumindest am Wachsen zu hindern.

Die anderen Schwestern nickten wissend. Wiewohl er nicht

ausgesprochen worden war, wähnten sich alle gewiss, welchen Namen die Sprechende auf den Lippen trug. Ohne Zweifel war die Tote Ragnhild von Eistersheim, besser bekannt unter dem Namen Sophia, die Weise, der ihr in früher Kindheit ob ihrer außergewöhnlichen Gelehrsamkeit verliehen worden war und den sie am liebsten getragen hatte. Sie war die Älteste unter den Schwestern, die im Damenstift lebten, und die Wortkargste. Nicht mehr verriet sie von sich, als dass sie an einer Chronik schrieb – von deren genauem Inhalt wusste niemand –, und selbst das geschah stets schroff und bar jeglicher Freundlichkeit.

Ja, wer sie war, galt als Gewissheit.

Um vieles unbestimmter aber gerieten die Vermutungen, warum man sie eben gefunden hatte: Wie war sie hierher geraten? Hatte man sie womöglich mit gemeinem Vorwand hergelockt und in solch verstecktem Raum zu Tode gebracht?

I. Kapitel

Anno Domini 1184 bis 1188

Sophia schrieb es auf.

Sie schrieb auf, wie die beiden Novizinnen Schweine schlachteten, die von der Eichelmast im Oktober fett geworden waren, wie das Blut der schrill quietschenden Tiere in den matschigen Schnee tropfte und wie hernach die zwei Frauen auf den dreckigen, grau–rot verschmierten Boden sanken, um einander zu umarmen.

Die beiden waren Schwester Mechthild und Schwester Griseldis – und man wusste von Mechthild, dass sie den Hunger fürchtete, und von Griseldis, dass ihr vor nichts so sehr graute wie vor der Finsternis. Sie lechzte nach Berührungen, um den grausamen Träumen, die in den Winkeln der Nacht auf sie warteten, warme Erinnerungen entgegenhalten zu können, und sie erkaufte sich das Streicheln ihres bleichen, aufgedunsenen Leibs, indem sie saftiges Brot verschenkte und manches Mal dunkelgelben Käse. Mechthild, die hager und knochig war und nach jedem zusätzlichen Bissen gierte, ließ lieber zu, dass die andere sich unkeusch auf ihr wälzte, anstatt auf solche Gaben zu verzichten.

Sophia schrieb jede Einzelheit nieder – mit dem Griffel auf eine Wachstafel und in spitzen, feinen Buchstaben, welche Minuskeln hießen. Sie schrieb, wie Schwester Griseldis ob der Wärme stöhnte und auch, weil ihr Mechthilds spitze Knochen

in den weichen Leib stachen, wie sie das Gesicht der anderen mit feuchten Küssen bedeckte und Mechthild jene schnell mit dem rauen Ärmel ihrer grauen Kutte wegwischte. Sie schrieb, dass diese Ärmel noch vom geschlachteten Schwein trieften und sich Mechthilds Wangen deshalb rot färbten, dass das Blut trocknete und Mechthilds Hand versehentlich unter den Kadaver des Schweins rutschte, der noch wärmer und glitschiger war als Griseldis' warmer Leib. Unsanft stieß Mechthild jenen schließlich zurück. »Das muss reichen!«, murrte sie, und die warme Luft ihres Atems stob wie grauer Nebel in den kalten Novembertag. Hastig strich sie über ihr Gewand, das ihr zu groß und zu weit war, nicht nur weil sie zu mager war, sondern auch weil sie das Frauenalter noch nicht erreicht hatte.

Griseldis seufzte enttäuscht, schnaufte die Tröpfchen fort, die sich unter der knolligen Nase gebildet hatten, und hob suchend die Hände. Mechthild schlug sie grob beiseite, um dann im Gewand der anderen nach Nahrung zu stöbern.

»'s ist nur Brot für das wenige, was du mir heute gabst«, knurrte Griseldis, nicht nur enttäuscht über die Kürze der Umarmung, sondern schadenfroh, weil sie den Lohn dafür gering halten konnte. »Willst du morgen früh warme Milch, so komm in der Nacht in meine Zelle.«

»Das ist verboten, und du weißt es!«, zischte Mechthild ungehalten.

»Genauso ist verboten, was wir eben getan haben.«

Hernach schwiegen sie, weil die eine ihr Essen hinunterwürgte und die andere sich schnaufend erhob. Dies war der Schluss von jenem Ereignis, das Sophia aufschrieb, und als ihre Augen hurtig über das Geschriebene wanderten, es aufaßen wie Mechthild das trockene Brot und der Tiefe der Erinnerung einverleibte, wusste Sophia, dass sie es niemals wieder vergessen würde.

Als wankelmütig erwies sich das Gesprochene und Gesehene

und Gehörte; stets war es bereit, mit dem rauen Ostseewind in die farblose Weite zu fahren. Was jedoch geschrieben stand, war festgehalten auf immer. Die Schrift war Sophias größter Besitz. Sie merkte sich jedes geschriebene Wort – was gleichsam hieß, dass sie sich alles merkte, was sich niederschreiben ließ.

Oft hatte sich Dorothea, Sophias gleichaltrige Gefährtin im Kloster, darüber erregt, dass auf die Beobachtung ihrer Augen kein Verlass wäre.

»Siehst du«, sagte Dorothea und stupste sie an, wenn Griseldis sich an Mechthild verging oder eine andere der Nonnen zu lange die Kerzen brennen ließ oder wieder eine andere nicht zu reden aufhören wollte, obwohl doch alle wussten, dass sich Gott mit der Stille mehr preisen lässt als mit nutzlosem Geschwätz.

Sophia folgte dem aufgeregten Blick, dem erhobenen Zeigefinger und selbst dem Getuschel – nicht aus Neugierde, sondern, um der anderen zu gefallen. Doch kaum war entschwunden, was sich eben noch spöttisch bestaunen ließ, schien es auch aus ihren Gedanken gefegt.

Ungeduldig verdrehte Dorothea dann die Augen. »Es ist doch nicht möglich, dass du's nicht mehr weißt!«, rief sie enttäuscht darüber, dass sich das Tuscheln nicht vertiefen ließ, sondern an Sophias Gleichgültigkeit den Geschmack verlor.

Um die andere nicht fortwährend zu verstören (es gab von diesem Alter nur sie beide im Kloster, und es war in den langen Nächten gut, eine Vertraute in der Nähe zu ahnen), griff Sophia zum Mittel, die Erinnerung nicht nur für kurze, gedankenlose Augenblicke zu bewahren, sondern für alle Zeiten. Sie erprobte im Skriptorium die Schönschrift wie stets, aber sie schrieb nicht ab, was man ihr vorlegte, sondern auf, was sie erlebt hatte: Das war an diesem Tag, dass Mechthild und Griseldis sich nach dem Schweineschlachten im grau-roten Schnee umarmt hatten. Die

Buchstaben frästen sich in ihren Kopf, gewannen dort an Macht und trieben Sophia schließlich dazu, das Geheimnis nicht nur mit Dorothea zu teilen.

Am Sonnabend fand das Kapitel statt, die regelmäßige Versammlung der Nonnen, bei dem die Mutter Äbtissin aus dem Märtyrerbuch die Geschichte des Tagesheiligen vortrug, die Messnerin festlegte, wann die Gebete stattfinden würden, die sie nach den Gezeiten berechnet hatte, und die Schwestern die Möglichkeit hatten, ihre Sünden zu bekennen. Eine Nonne beichtete zitternd und bebend und schamrot im Gesicht, dass ein hitziger Traum ihre Scham verführt habe, zu nässen und ihr Bett zu beschmutzen. Die anderen lauschten mit stiller Häme oder aufgesetzter Gleichgültigkeit.

»Morgen wirst du fasten, dreißig Psalmen singen und nicht an den Altar treten«, verkündete die Äbtissin die Strafe. »Ansonsten rate ich dir, jeden Tag vor dem Schlaf in kaltes Wasser zu steigen.«

Nun, da die erste ihre Sünden gebeichtet hatte, fiel es den anderen leichter, ebenso vorzutreten und ihre Schwächen zu bekennen – die eine hatte in der Vorratskammer genascht, die andere zu viele Kerzen verbraucht, die dritte schließlich während des Gebets laut gelacht.

Als alle wieder zu ihren Plätzen zurückgekehrt waren, trat Sophia vor.

Sie war acht Jahre alt, und eigentlich gehörte sich nicht, dass die Jüngsten das Wort erhoben. Die Mutter Äbtissin blickte verärgert, aber weil sie einen steifen Nacken hatte und stets sehr lange brauchte, um sich mühselig in eine Richtung zu drehen, vermochte sie nicht zu überprüfen, wem die vorlaute Stimme gehörte. Ehe sie darum zur Schelte für das dreiste Benehmen ansetzen konnte, hatte Sophia bereits ein Vergehen benannt.

»Ich habe gelesen«, bekundete sie laut, »ich habe gelesen, dass Schwester Mechthild und Schwester Griseldis sich nach

dem Schweineschlachten im Schnee gewälzt haben, weil die eine nach Berührung gierte und die andere nach einem Stück Brot.«

Die Nonnen staunten mit aufgerissenen Mündern.

Es war nicht auszumachen, wem ihre Neugierde galt – der Geschichte, die Sophia erzählte, oder den seltsamen Wörtern, mit denen sie sie eingeleitet hatte. Dorothea, die im Schlafsaal so gerne zum Raunen bereit war, presste verlegen über die Dreistigkeit der anderen den Mund zusammen und errötete. Schwester Irmingard, die den Mädchen die Schrift beigebracht hatte und die alle alterslos deuchte ob ihres gelblich-weißen, glatten Gesichts wie aus geschmolzenem Wachs, blickte nachdenklich auf das Kind. Sophia suchte nach Anerkennung in ihren Augen, doch die dunklen, schwarzen Falten, die darunter lagen, runzelten sich missbilligend.

Von allen Nonnen stand Schwester Irmingard Sophia am nächsten. Jene hatte die Aufgabe inne, den kleinen Mädchen im Kloster das Schreiben und das Lesen beizubringen, desgleichen die antiken Sprachen, und sie war stets über alle Maßen erstaunt, wie rege Sophias Geist war, wie schnell sie alles erfasste, wie mühelos sie sämtliche Aufgaben erfüllte. Sie war kaum fünf Jahre alt, da las sie flüssig. Sie war kaum sechs, da übersetzte sie lateinische Texte noch beim Lesen ins Deutsche. Sie war kaum sieben, da konnte sie die zwölf Bücher von Vergils Aeneis mit ihren 952 Versen auswendig und alle Psalmen. Irmingard hatte sie dafür stets gelobt und ihr schließlich ob ihrer Wissbegierde und ihrer Klugheit eines Tages den Namen »kleine Sophia« gegeben, indessen alle anderen – vor allem die Mutter Äbtissin – an »Ragnhild« festhielten, wie man sie nach der Geburt getauft hatte. Von da an wollte sie nie anders heißen, und ebenso wenig wollte sie Schwester Irmingard enttäuschen.

Heute aber schien eben das zu geschehen. Es fehlte das Lob

in Schwester Irmingards Blick; ihr schmales Lächeln geriet nicht aufmunternd, sondern leidend; ihre Kehle stieß das gequälte, schmerzhafte Hüsteln aus, das ihr seit frühester Jugend zu Eigen war, und Sophia war erleichtert, als sie sich von ihr ab- und den beiden Übeltäterinnen zuwandte, die eben von Mutter Äbtissin zu ihrer Sünde befragt wurden.

Mechthild leugnete mit knappen Worten die verkündete Untat, als müsste sie mit der Rede so sparen wie mit der Nahrung. Griseldis hingegen, die die Dunkelheit fürchtete, weil dort die Dämonen lauerten und diese Dämonen die kleinste Untat straften und gewiss auch, dass sie sich Streicheln und Küssen und Liebkosen ersehnte, begann zu heulen und zu gestehen. Missmutig verzog Mechthild die Stirn, die andere nicht nur für den schwammigen Körper verachtend, sondern für ihre Feigheit – gleichwohl es eben diese war, die das Geschäft erst besiegelte, von dem ihr hungriger Leib Nutzen trug. Ihre Stirnfalte grub sich noch tiefer, als Mutter Äbtissin die Strafe verkündete – und das war für die eine, nachts in der lichtlosen Kirche zu beten, und für die andere, drei Tage zu fasten. Noch ehe die Schuldigen erklären konnten, ob sie dieses als gnädig oder streng befanden, ward das Kapitel aufgehoben und die starre Sitzordnung in kleine Grüppchen aufgelöst. Dort warf man sich Blicke zu, um das eben Erlebte zu bewerten, versagte sich jedoch Worte, weil diese nur zu auserwählter Stunde gestattet waren.

Zwei nur wagten zu murmeln.

»Wie kommt es, kleine Sophia«, fragte Schwester Irmingard leise, »dass du die Untat *gelesen* hast, anstatt sie bloß gesehen?«

Immer noch fehlte jede Anerkennung in ihren dunkel umrahmten Augen. Verlegen zuckte Sophia die Schultern, plötzlich nicht mehr sicher, ob sie mit der öffentlichen Anklage den Beweis für ihre Merkfähigkeit nicht übertrieben hätte. Ohne zu antworten, duckte sie sich vor dem fragenden Blick, floh – und lief der erbitterten Mechthild in die Arme, deren Wangenkno-

chen spitzer zu stehen schienen als sonst, wiewohl das auferlegte Fasten noch nicht begonnen hatte.

»Habe ich dir etwas getan, dass du mich derart bloßstellst?«, zischte sie böse.

Diesmal flüchtete sich Sophia nicht ins Schweigen. »Ich habe nichts als die Wahrheit gesagt.«

Sie meinte, was sie sagte. Die Schrift, mit der alles festzuhalten war, betrog niemals.

»Ha!«, murrte Mechthild verächtlich. »Magst dir vielleicht schlau erscheinen, wenn du meine Geheimnisse ausplauderst. Solltest aber lieber dem nachforschen, was dein Eigenes ist. Ich meine deine Herkunft, von der du nichts weißt, vom Namen deines Vaters, den man dir hier verschweigt, und von seinen Schandtaten, die dein Geschick auf ewig zu einem schäbigen machen.«

Sophia schrieb es auf.

Ich weiß nicht, woher ich komme; ich kenne meinen Vater nicht; keiner erzählt mir meine Geschichte.

Schon lange bevor Mechthild auf diese Wunde eingehackt hatte, war jene Frage rastlos durch ihr Gemüt gewandert, hatte es nach Erinnerungen durchstöbert, nach Hinweisen, wer die kleine Ragnhild von Eistersheim, die manche nun Sophia nannten, dem Kloster anvertraut hatte.

Sie musste damals ein Säugling gewesen sein, denn sie kannte keine Welt als diese. Sie hatte nie andere Kleidung gesehen als den weißen Ärmelrock aus grober, ungefärbter Schafwolle, das Skapulier, welches über den Schultern getragen wurde, und den schwarzen Schleier. Sie kannte keine anderen Tage als solche, die um drei Uhr in der Nacht mit dem Gottesdienst begannen und bis zum Abend noch sieben Mal zu weiteren Messen oder zum Gebet riefen. Sie vermochte sich nur in jenen Räumen zu orientieren, welche zum Kloster gehörten – dem Refektorium,

der Wärmestube, der Kleiderkammer, dem Keller oder dem Schlafsaal.

Sie sehnte sich in Wahrheit auch gar nicht nach draußen, wo eine gefahrenvolle Welt wartete und Tücken, die den rechtgläubigen Menschen zu Fall bringen wollten. Sie wünschte sich lediglich, ähnliche Geschichten über ihr eigenes Leben aufschreiben zu können, wie die anderen von ihrer Vergangenheit erzählten.

Mechthild, die hier im Kloster kein anderes Trachten kannte, als ihren immerwährenden Hunger zu stillen, war einst – so erzählte man sich – zur Braut eines hochwohlgeborenen Mannes bestimmt gewesen. Lange Jahre wartete sie auf die Eheschließung. Der Bräutigam aber wollte sie nicht freien, sondern stattdessen im Meer segeln – von der rauen Ostsee angezogen und noch mehr von Abenteuern, die in deren farblos schäumenden Wellen zu suchen waren. Als Walfänger schuftete er weit unter seinem Stand, gab sich als Freund des niedrigen Gesindes, welches zu nichts da ist, als auf hoher See zu ersaufen oder das Gedärm der großen Fische auszuweiden, und blieb irgendwann – sei's, weil einer der Wale das Schiff gerammt hatte oder weil die nördlichen Krieger ihn überfallen und zerstückelt hatten – hinter dem grauen, nasskalten Horizont verschollen. Bis man sich damit abfand, dass er niemals wiederkehren und seiner Herkunft entsprechen würde, war Mechthild zu alt, um einen anderen Bräutigam zu finden. So dichtete die Familie ihr Frömmigkeit an und schickte sie ins Kloster.

Selbst die Konversinnen, welche niemals dem Rang einer Nonne ebenbürtig waren, weil sie keine Mitgift einbrachten und die niedrigen Dienste zu versehen hatten, konnten von einem Leben außerhalb des Klosters berichten. Sophia hörte Friedegunde von einer schrecklichen Hungersnot sprechen (und schrieb Gleiches später auf), die jene hatte durchleiden müssen. In einem Jahr hatte es so viel geregnet, dass der Boden aufgeweicht worden war, man ihn nicht pflügen und noch weniger

das übliche Getreide – Roggen, Sandkorn oder Hafer – anbauen konnte. Ein Bauer wagte es trotz eindringlichen Ratschlags der Standesgenossen, es doch zu versuchen, und musste erleben, wie sein Pflug samt Zugochsen versank. Fünf starke Männer brauchte es, beides aus dem braunen Schlamm zu ziehen, und als das geschehen war, war der Ochse bereits verendet. Ohne Ernte gab es nichts zu essen, und man litt Hunger und Not. Zuerst schlachtete man das ganze Vieh, dann wurde das Brotmehl mit gemahlenen Farnkrautwurzeln, Traubenkernen und Haselnussblüten gestreckt. Später aß man schwarze Wurzeln aus dem Wald, dann welkes Gras und schließlich das Fleisch der verhungerten Nachbarn. Manche Nachbarn, so hieß es, lockten Menschen an heimliche Stellen, um sie dort zu erschlagen und anschließend die Leichen zu braten.

Letzteres war das Schauerlichste an der Geschichte, aber Sophia hatte ihr nichts entgegenzusetzen.

Warum sagt Mechthild, der Name meines Vaters sei schäbig?, schrieb sie nieder. *Wer sind meine Eltern? Waren sie es, die mich dem Kloster anvertraut und bestimmt haben, dass ich mein Leben Gott weihe?*

Gemurmelt bedeuteten ihr die Fragen so wenig wie nichtssagende Gerüchte. Geschrieben aber stachen sie ihr ins Auge, wanderten schmerzhaft durch die zugeschnürte Kehle und rumorten dort, wo das Herz pochte. All ihre Achtsamkeit zogen sie auf sich, sodass sie nicht bemerkte, wie Schwester Irmingard, die die Mädchen im Skriptorium zu Kopistinnen erzog, hinter sie trat. Deren Augen weiteten sich diesmal nicht leidend, sondern in Verwirrung.

»Aber kleine Sophia!«, stieß sie aus, »Was verführt dich, solcherlei Sätze aufzuschreiben?«

Sophia antwortete mit leiser Stimme. Trotz des Drucks in ihrer Kehle weinte sie nicht, weil man keine Tränen vergießt für eine

Welt, die zwar ein Jammertal ist und eine vermaledeite, aber am Jüngsten Tag von Gott dem Allmächtigen unter Posaunenklängen erneuert wird. Dennoch brannte es in ihren Augen, weil sie sie nicht von der Schrift löste.

»Aber ich muss es aufschreiben! Wie sollte ich darauf Antwort finden, wenn ich es vergäße?«

Schwester Irmingards Bewegungen waren leise, aber nicht weich. Sie war dem Mädchen zugetan, weil es von allen anderen am schnellsten lernte und am schönsten schrieb und weil sie als die gebildetste Frau des Klosters beides zu schätzen wusste. Schwester Irmingard schrieb die Annalen, gab als Bibliothekarin die Bücher aus und wählte unter den begabtesten Mädchen solche, die künftig als Kopistinnen in der Schreibstube Dienst tun sollten. Sie konnte anhand des Mondlaufs berechnen, wann die Gottesdienste anzusetzen waren, und wurde manches Mal von der Krankenschwester zu Rate gezogen, weil sie als Einzige die uralten Rezepte auswendig kannte. Manchmal legte sie, obwohl dies Aufgabe der Äbtissin war, auch die Abgaben der Bauern fest, die die umliegenden Felder bewirtschafteten, und an die von ihr genannten Mengen – es waren dies jährlich ein Ferkel, fünf Hühner und zehn Eier – hielt man sich getreulich.

Trotz ihres hohen Ansehens im Kloster gerieten ihre Gefühle stets überdrüssig, waren widerwillig einem Geist abgerungen, der sich auf zu rechtfertigendes Lob beschränkt und sich eine Zumutung wie die Tröstung verbittet.

»Kleine Sophia«, sagte sie nicht streng, aber müde, und ehe sie fortfahren konnte, hustete sie mehrmals trocken auf, »in Bälde schreibst du gut genug, um nicht nur auf Wachstafeln zu üben, sondern auf echtem Pergament. Dieses aber ist zu kostbar, um es zu verschwenden! Noch weniger darfst du meine Zeit vergeuden, und wenn ich jene nütze, dich anzuleiten, so einzig, auf dass du künftig die Werke großer, kluger Männer kopieren kannst.«

»Aber ist's nicht so«, begehrte Sophia auf, weil sie wusste, dass Irmingard sich Betteln und Zetern verschloss, nicht aber dem Argumentieren, »dass Ihr selbst nicht nur der anderen Schriften vervielfältigt, sondern eigene verfasst – dann nämlich, wenn Ihr Monat um Monat berichtet, was sich im Kloster zuträgt und was man aus der Welt hinter den Toren erfährt?«

»Kleine Sophia«, wiederholte Schwester Irmingard hüstelnd, und die Augen schienen sich in den dunklen Höhlen verstecken zu wollen, »in den Annalen des Klosters steht nur, was Bedeutung hat für diese Welt. Wenn ein neuer Kaiser gewählt oder ein Thronfolger geboren wird, wenn Krieg herrscht zwischen den Landen oder eine Hungersnot über uns hereinbricht. Nur weil ich dies alles aufschreibe und andere Gleiches vor mir taten, kann man dereinst erfahren, wie dieses Kloster in seinen Anfangsjahren den bösen Heiden trotzte und später den Kriegen und wieder später der Flut, die manchmal aus dem Meer kommt und alles Land vernichtet. Was dich allein bewegt, ist jedoch nichtig für die Welt und für die große Ordnung, die Gott vorgesehen hat. Du musst lernen, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden.«

»Aber ist es nicht wichtig«, begehrte Sophia auf und musste zwischen den Worten heftig schlucken, »wer mein Vater ist, von dem Schwester Mechthild sagt, sein Name sei schäbig? Wie ist sein Name? Was hat er getan?«

Schwester Irmingard senkte den Blick und zögerte.

»Ihr wisst auch, wer er war!«, rief Sophia atemlos. »Ihr wisst es und wollt es mir nicht sagen! Gütiger Himmel! Welches schlimme Verbrechen muss er auf sich geladen haben, dass man es mir verschweigt?«

Irmingard räusperte sich, und alsbald wurde der übliche hartnäckige Husten daraus. Als sie endlich wieder ruhig zu atmen vermochte, war ihr Gesicht zwar leichenblass, aber ihr Blick wieder ausdruckslos.

»Ich weiß nicht, wer dein Vater ist, Sophia«, kam es, »und wenn ich es wüsste, so würde ich es dir doch nicht sagen, weil es keine Rolle spielt. Hör nicht auf Mechthilds Spott. Sie versuchte dich zu kränken, weil du ihr schändliches Treiben offenbartest und weil sie ein zänkisches Mädchen ist. Nie wird sie verwinden, dass ihre Familie zwar reich ist, sie aber ohne Gatten bleiben muss. Was aber nun deine Herkunft betrifft – so vergiss sie. Vor allem aber schreib sie nicht auf. Warum tust du das überhaupt?«

Sophia drehte sich fort von der Schrift und bekannte sich zu ihrem Talent so deutlich wie noch nie. »Schwester Irmingard«, erklärte sie und schwankte zwischen notgedrungener Rechtfertigung und eitlem Stolz, »ich vergesse oft das, was nicht geschrieben steht – alles, was ich nur höre oder sage, alles, was ich erlebe oder man mir erzählt. Was ich jedoch geschrieben oder gelesen habe, bleibt immerdar in meinem Kopfe. Es gibt dann kein Vergessen mehr. Bis zu meinem Tod werde ich's wissen.«

Die Stille, die folgte, war nicht nur bleiern wie Irmingards üblicher Überdruss und Müdigkeit. Unmerklich verspannten sich ihre Hände, wenngleich sie selbige zur Ruhe zwang. Langsam griff sie zu einem Buch, schlug es auf und hielt es Sophia vor die Augen – jedoch nachlässig, um dem Kind ihre Erregung nicht zu zeigen.

»Beweis es mir!«, forderte sie mit trockener Stimme.

Sophia blickte auf die Seite, welche in Latein geschrieben war und mit gleichen spitzen Buchstaben, wie sie es erlernt hatte. Ihr Inhalt stach nicht so wie die vorhin selbst formulierten Fragen. Gemächlich glitt Satz für Satz, Phrase für Phrase in ihren Kopf und blieb haften, ohne sich erst mühsam Raum in der weiten Gedankenwelt ertrotzen zu müssen.

Schließlich löste sie ihren Blick davon und sah wieder hoch.

Deiner, Herr, bedürfen alle Deine Erwählten wie die Zweige der Reben, wie Luft und Auge des Lichts. Ohne die Rebe wel-

btb

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Julia Kröhn

Die Chronistin
Roman

ORIGINALAUSGABE

Paperback, 608 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-442-73591-4

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2006

Ein Klosterkrimi um eine außergewöhnliche Frau im Hochmittelalter. Für alle LeserInnen von Tanja Kinkel und Charlotte Link.

Eine grausige Mordserie erschüttert das Damenstift von Corbeil: Mehrere Nonnen werden erdrosselt aufgefunden. Äbtissin Roesia versucht die Morde aufzuklären und stößt dabei auf eine geheimnisvolle Chronik, die das erste Mordopfer – Sophia de Guscelin – kurz vor ihrem Tod geschrieben hat. Darin erfährt die Äbtissin, dass Sophia, um ihrer großen Leidenschaft frönen zu können, dem Lesen und Lernen, nicht vor Verrat, Betrug und sogar Mord zurückschreckte. Doch warum sterben auch all jene, die ihre Chronik gelesen haben?

Der Titel im Katalog